

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

1 (1.1.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 1. Januar 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro}. 1

Beim Antritt des Jahres 1847.

Ein Jahr, ein Blatt vom Lebensbaume,
Entfloh uns in dem Strom der Zeit
Wie ein Gebild vom Wellenschaume
Zerfloß was uns an ihm erfreut.
Nur was uns schmerzte ist geblieben,
— Verschweigen wir's uns lügend nicht! —
In tausend Augen steht's geschrieben,
Aus denen Noth und Elend spricht.

Wohl brachte sonst zum Neuen Jahre,
Der Bot' vom Walde Lust und Scherz;
Doch an des alten Jahres Bahre
Wird dießmal mehr als bang dem Herz;
Denn wo er wandelt durch die Städte,
Wohin er ziehet in dem Land,
Da klagt und zagt man um die Wette
Im hohen wie im niedern Stand.

Die Zeit — ein Kahn auf todtem Meere,
Mit blinder Selbstsucht ihm vertraut —
Wagt nicht in ihrer Herzensleere,
Was in des Meeres Schooß sich brant:
Denn, mehr als Noth, ist Seelen-Elend
Der Duell, woraus die Klage quillt,
Dieß ist der gift'ge Alp, der quälend
Mit der Verzweiflung Angst uns fällt.

Was hilft die Hemmung der Gedanken?
Frei glüht ja doch des Geistes Blitz,
Und frei trotz Fruchtverküppungsschranken
Herrscht fort der Schmerz auf blut'gem Eis.
Wie heißt die Lösung unsrer Lage?
Nur: „Soll und Haben.“ „Dampf und Geld!“
Doch Niemand hört des Armen Klage,
Der matt vor Frost und Hunger fällt.

Bald mordet dich ein Freund mit Lügen,
Bald macht ein Schwurf des Biedern Glück,
Hier sucht ein Richter zu betrügen,
Dort wirkt das Geld ein Bubenstück.
Wer sich am frechsten wagt zu bräusen,
Der nennet weiße unsre Zeit;
Wer wuchernd fällt mit Gold die Kisten,
Dem küßt die Hand man weit und breit.

Das Herz, zu dem dein Herz dich ziehet,
Nach dem dein Sehnen heiß verlangt,
O glaub', daß es für dich nicht blühet,
Der nicht voll Gold und Titel hangt;
Die Jungfrau in dem Glanz der Jugend,
An Schönheit reich und frommem Sinn,
Sie wirft dem Schuft, sammt ihrer Jugend,
Um's Geld ihr Vater lächelnd hin.

Das Kräutchen „Dukdich“ ist das Mittel,
Das jezt, wie Geld, bringt Ehren groß;
Sei brav, sei gut, sei ohne Titel,
So bleibt Verachtung stets dein Loos.
Und wer noch strebt mit Hand und Füßen
Zu widersteh'n der gift'gen Fluth,
Wird doch oft von ihr fortgerissen,
Verzehrt von eigner innrer Gluth!

— Vergib mir, Leser, daß ich heute
Dir gab des Seelen-Elends Bild;
Bin Einer jener schlichten Leute,
Die sagen, was ihr Herz erfüllt.
Doch von den matten Hoffnungsleeren,
Von den Verzagten bin ich nicht,
Drum mögt ihr meinen Wunsch jezt hören,
Der, statt von Noth, von Hoffnung spricht.

Last Liebe, statt der Selbstsucht, waken!
Stärzt Haß und Hochmuth von dem Thron!
Dann wird in freundlichen Gestalten
Euch wieder nah'n, was jezt entfloh'n:
Die Hoffnung mit dem Sternenblicke,
Die Duldung, die Verträglichkeit,
Das Mitleid mit dem Mißgeschicke,
Die Lust und die Zufriedenheit.

Der Bissen Brod wird besser munden,
Wenn ihr ihn mit der Noth getheilt;
Vom innern Schmerz könnt ihr gesunden
Am besten, wenn ihr fremden heilt.
O glaubt mir! Eure Klagen stiller
Kein Brod, das diese Erd' erzeugt,
Und keine Sehnsucht wird erfüllt,
Als die, die bis zum Himmel steigt!

Wie ich es mein', habt ihr vernommen,
Nehmt es als Gruß zum Neuen Jahr,
Last mich euch freundlich sehn willkommen,
Wie ich es euch im alten war;
Ja! bleibt dem Boten wohl befreundet,
Er meint es redlich, meint es gut,
Und selbst wenn mancher ihn anseindet,
Berläßt ihn nicht der frohe Muth.

Drum zieht im Neuen Jahr er wieder
Mit seiner Tasche froh hinaus,
Bald sinnt er ernst, bald singt er Lieder,
Und guckt am Weg in jedes Haus,
Damit dem Reichen er kann klagen
Der armen Brüder herbe Noth,
Damit dem Armen er kann sagen:
„Getrost! noch lebt der alte Gott!“

Die Vergeltung.

Der Pfarrer Ewald war ein gar frommer Mann, so nannte ihn Gemeinde und Umgebung, der das Wort des Herrn rein und lauter lehrte; er war aber auch zugleich ein armer Mann, den die Pfarre nur nothdürftig ernährte, der immerdar in Mangel rang und schon Jahre lang darbt, ohne einen Nothpfennig erschwingen zu können. Da lächelte ihm endlich das Glück, er wurde plötzlich reich; die Herrschaft, auf deren schlechtestem Dorfe er so lange das Brod der Armuth genossen, wurde sein Eigenthum, mit allen ihren Herrlichkeiten, mit ihren Schlössern, ihren Aeckern, ihren Gärten und lachenden Auen. Aber fast gleichzeitig umschattete finstere Nacht seinen Geist, er versiel einem furchtbaren Wahnsinne; der Mann, dessen Wandel so rein, so lauter war, den jeder Mensch mit scheuer Ehrfurcht betrachtete, dem Jeder nachzustreben suchte, glaubte sich verdammt, glaubte sich in den Gluthen der Hölle. Jetzt erst zeigte sich, wie er geliebt wurde von seiner armen Gemeinde, Alle zollten ihm das innigste Mitleid, und selbst die Frömmsten konnten hier die Wege der Borsehung nicht begreifen, und ihre Herzen beängstigte der trübe Zweifel an der ewigen Gerechtigkeit. Wir armen Geblendeten, daß wir es wagen, in unserer Geistesnacht die Wege des Herrn bemühen zu wollen, da wir nicht einmal die verschlossene Brust des Nächsten, nicht einmal unser eigenes Herz ergründen können. Eine Larve ist des Menschen Ansehn, sie gibt kein Spiegelbild von dem, was in seinem Innern lebt; darum war auch dieses furchtbare Ereigniß nur das Einschreiten eines gerechten Gottesurtheils. Nicht der ewig Barmherzige hatte den Sünder so hart gestraft, das eigene Gewissen hatte ihn so gerichtet. Laßt mich versuchen, die Verirrungen eines menschlichen Herzens zu entschleiern.

Es war Sonntag; die Glocken läuteten zur Frühkirche; aus Thür und Fenstern schauten die Kinder geschmückt in ihren Feiertagskleidern hervor; die Erwachsenen wandelten ernst und bedächtig, die Gesangbücher in den Händen, zur Kirche; Alles war so festlich, nur der kleine Anton war von diesem Sabbath ausgeschlossen, für ihn war kein Sonntag da. Wie in den Wochentagen mußte er die Heerde hinaustreiben; er hatte keinen Vater, der für ihn sorgte, keine liebende Mutter, die ihn wahrte und pflegte; die Lumpen, welche ihn bedeckten, waren in Frost und Hitze, im Sturm und Regen immer dieselben und wurden mit jedem Monate, mit jeder Woche unscheinbarer. Das karge Brod der Barmherzigkeit, welches ihm die Gemeinde des Dorfes reichte, mußte er mit Arbeiten, weit über die Kraft seiner Jahre, bezahlen, mußte er genießen unter Mißhandlungen und Erniedrigungen. Das machte des Knaben Herz hart und erstarrte den kindlichen Sinn; er wußte es, daß es nur der Fluch der Armuth war, welcher ihn drückte; einst, wie sein Vater noch im Wohlstande lebte, war es anders gewesen; darum setzte sich schon in des Knaben Brust das Verlangen, Geld zu erringen unverfügbare fest, denn Alle, die ihn verachteten, thaten es ja nur, weil er arm war. Als er jetzt durch das Dorf zog, höhnten und zischten die gepuzten Kinder hinter ihm her und die Eltern lächelten über solches Beginnen; in seiner Hand brannte der Stab, der Jugrinn nagte an seinem Herzen, aber er hob die gesenkten Blicke nicht von dem Boden zu seinen Beleidigern empor; was ihm jetzt geschah, war ja täglich sein Loos. An dem Ende des Dorfes begegnete ihm der Pfarrer im Ornat, alle Bauern und Kirchengänger grüßten denselben, auch Anton zog die Müze, der Pfarrer dankte Allen freundlich, nur auf den Bettlernaben fiel kein Blick; doch war dieser Mann, der jetzt so stolz, so geehrt einherschritt, der Sohn armer Aeltern,

4
doch war dieser einst wie er verachtet gewesen; seltsame Entwürfe entstanden bei diesen Betrachtungen in des Knaben Brust.

So grübelte und grollte er auf der einsamen Hutung, während die Heerde um ihn weidete, als in dem nahen Gebüsch Flintenschüsse erschallten; die Heerde fuhr erschreckt auseinander und floh nach allen Seiten hin. Der Knabe eilte den Fliehenden mit seinem Hunde, seinem einzigen Freunde, nach; er wußte ja, welch' harte Strafe seiner harrte, wenn die Eigenthümer der Heerde diese Verwirrung erblickten würden. Aber umsonst war sein Mühen; immer näher knallte und blitzte das Geschöß und immer größere Verwirrung ergriff die furchtsamen Wollthüre. Da, wie kein Ruf, keine Anstrengung mehr fruchtete, ballte Anton zornig die Fäuste, schlug gegen die Bäume, die ihn umstanden und warf sich zu Boden, um störrisch das Geschick über sich ergehen zu lassen. Aus dem Dickicht trat ein Knabe seines Alters, mit einer feinen grünen Jacke, auf ihn zu und fragte: „was schiltst du, Knabe, was wüthest du hier um dich her, wer hat dir etwas gethan?“ — Die Jäger haben meine Heerde verschucht, entgegnete Anton, die Bauern schlagen mich, wenn sie solches gewahren. — „Sei ruhig,“ sprach der fremde Knabe gutmüthig, „dem soll bald abgeholfen werden!“ er nahm ein silbernes Horn, das an seiner Seite hing, blies in dasselbe und alsogleich erschienen reich gekleidete Diener und Jäger. „Schießt nicht mehr,“ gebot der Kleine, „und treibe dem armen Burschen die Heerde wieder zusammen.“ In wenigen Augenblicken war der Befehl von der Menge vollzogen. Lächelnd fragte der Fremde den Hirten: „Bist du nun zufrieden?“ — Der Arme warf einen heißen Blick auf den Fragenden und entgegnete mit einer nicht mehr kindlichen Bitterkeit: Zufrieden? blicke mich doch nur an, wie darf ich Glender zufrieden seyn; werd' ich doch oft schuldlos geschlagen, wenn ich nichts verbrochen habe, kann es nicht heut, zu dieser Stunde geschehen? — „Du Armer,“ rief der Fremde mitleidig, indem er ihm einen Thaler zuwarf, „mach dir wenigstens hiermit einige frohe Stunden.“ Der Beschenkte starrte einige Augenblicke das große Silberstück mit glühenden Augen an, dann, ohne dem Geber zu danken, wickelte er es hastig in einen Lappen und schob es in den Busen. Den Wohlthäter schien diese Geldgier zu befremden, er forschte: „was willst du mit dem Gelde machen?“ — Ich will es aufbewahren, antwortete der Hirte heimlich. — „Willst du dir dafür eine neue Jacke kaufen?“ fragte der kleine Jäger. — Der arme Knabe schüttelte den Kopf und flüsterte: ich will sparen, ich will hungern, um mehr Geld zu bekommen. — Verächtlich wandte sich der Fremde von dem Hirtenbuben ab und rief: „Bursche, du verdienst dein Geschick, warum liebst du das Geld so sehr?“ — Warum? wiederholte der Verwaisete, weil das Geld Alles ist; daß man mich verachtet, daß man mich mißhandelt, geschieht ja nur, weil ich so gar arm bin. Sieh, er streckte den schuigten Arm von sich aus, ich bin stärker und kräftiger als du, aber wenn du mich mit Füßen trittst, muß ich es dulden und darf mich nicht wehren, weil du reich bist und ich arm; daß die langen bärtigen Kerle dir, dem Knaben gehorchten, und meine Heerde wieder zusammentrieben, geschah ja nur des Geldes wegen. Der Fremde schien von dieser Ansicht und diesen Worten betroffen und fragte wieder mit kindlicher Theilnahme: „was willst du dann beginnen, du Armer, immer kannst du doch die Schafe nicht hüten; was möchtest du wohl erlernen?“ — Pfarrer möcht' ich werden, entgegnete Anton mit Haß, sich, der Pfarrer dieses Ortes war auch nur der Sohn armer Eltern, und jetzt neigen sich Alt und Jung vor ihm, und wenn er in der Kirche vor den Altar oder auf die Kanzel tritt, muß Alles schweigen und seinen Worten horchen. Ich habe, fuhr er mit steigendem Vertrauen geschwätzig fort, auch

schon eine Menge Bücher aufgesammelt aus dem Kehrigt, der vor den Häusern lag; wenn ich sie nur erst lesen könnte. — Aus dem Kehrigt vor den Häusern,“ staunte der kleine Jäger, „das muß eine sonderbare Bibliothek seyn. — Komm, ich will sie dir zeigen, rief Anton, Spiz bewacht indes die Herde! Er führte seinen kleinen Wohlthäter in das Gebüsch, wälzte einen Stein von dem andern und zeigte ihm mehrere einzelne Blätter aus alten Büchern, die unstreitig als Düten und Gepäcke gedient hatten; indem er dem Kleinen seinen Schatz vorhielt, rief er forschend: kannst du lesen? es mögen wohl schöne, herrliche Bücher seyn!

Es war vielleicht nur eine kindliche Aufwallung, welche den reichen Knaben bei der unglücklichen Lage dieses Verwaisten ergriff; geführt reichte er ihm die Blätter zurück und rief: du sollst sie bald lesen können, und ich gebe dir mein gräßliches Wort, du sollst ein Pfarrer werden.

Es bedurfte keines Opfers von dem Taschengeld des reichen Erben der Grafschaft; es bedurfte nur einiger Worte bei seiner Mutter, die ihrem Liebling keinen Wunsch versagen konnte und der Verwaiste wurde in Kost und Pflege bei dem Schulmeister gegeben. Anton lernte fleißig und mit nie ermüdender Ausdauer; als er nach wenigen Tagen die Buchstaben kannte und einen Begriff von Zusammenlesen hatte, eilte er zu seinen Bücherfragmenten in das Gebüsch, um seine vermeinten Schätze zu prüfen. Von dem Buche, das ihn der Zufall zuerst ergreifen ließ, waren nur Titelblatt und Register noch übrig. Die krausen großen Buchstaben des veralteten Titels waren ihm noch unverständlich. Aber bei dem Register gelang es ihm, eine Stelle zu enträthseln; das erste, was er las, war: armuet allenthalben verachtet.“ Er schaute nach dem Titelbogen, die Zahlen waren ihm bereits bekannt, er fand das Jahr 1563. Eine furchtbare Wirkung machten diese drei Worte auf ihn. Also damals, vor beinahe drei Jahrhunderten wie jetzt, und jetzt wie einst nach Jahrhunderten, „armuet allenthalben verachtet,“ dieser Spruch stand ewig vor seinen Augen, wich nicht aus seinem Gedächtniß; diese drei Worte verstimmten sein Herz; er darbt, sparte, litt Mangel und Noth, war hart und fühllos gegen sich und Andere, um nur reich zu werden. (Fortsetzung folgt.)

*) Das Buch ist: Moscouiter wunderbare Historien, von Sigismunden Freiderrn zu Hercestein. Bal. I, Anno 1563.

Einige Worte über die Häuslichkeit als Bedingung des wahren Familienglücks.

„Ein geordnetes häusliches Leben ist das beste Gegengift wider das Sittenverderbniß.“
(Roussou, Emil.)

Wichtig und einflussreich sind gute Familien, nicht nur in Beziehung auf einzelne Menschen, sondern auch für das Beste des Staates.

Zur Gründung guter und glücklicher Familien ist die Häuslichkeit die unumgängliche Bedingung; ja sie ist eine Tugend, ohne welche kein Familienglück denkbar ist.

So klar nun dieses erwiesen ist, so sehr jeder die Nothwendigkeit dieser Tugend fühlt, so wird man doch eingestehen müssen, daß diese wichtige Tugend so wenig erkannt und viel leicht zu keiner Zeit mehr vernachlässigt wurde, als zu unserer Zeit.

Beobachtet man das Thun und Treiben der meisten Menschen, so wird man gewahr, wie sie sich bemühen, wie sie darauf hinarbeiten, die edle Sitteneinfalt, wodurch sich einst unsere Voreltern so rühmlich auszeichneten, zu verdrängen. Es gibt bereits keinen Beruf, keine Volksklasse, die nicht die Gränze ihres Standes überschreitet. Ein maßloses, lei-

denchaftliches Drängen nach dem Glänzenden, Gemächlichen, nach Sinnengenuss und Vergänglichem bewegt alle Klassen. Luxus und Weichlichkeit hat sich in allen Ständen eingeschlichen. Der Diener will es dem Herrn, die Magd der Frau, der Landmann dem reichen Gutsbesitzer, der gewöhnliche Bürger dem vornehmen Herrn u. s. w. nachthun; man wird fast keinen Unterschied zwischen Hohen und Niedern gewahr; denn nicht nach dem Verdienste und dem Einkommen richtet sich da, wo Luxus und Vergnügungsfucht herrscht, der Aufwand, sondern nach einer unbegrenzten Lüsterheit.

Wie viele innere Unruhe und Kämpfe, wie viele Noth und Bedrängniß die Menschen in unseren Tagen um des Luxus und der Weichlichkeit willen zu bestehen haben, wie sehr häuslicher Wohlstand, Zufriedenheit, Religiosität und Sittlichkeit darunter leiden, wird jedem nur etwas aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, und es ist unleugbare Wahrheit, daß ohne die bescheidene Tugend der Häuslichkeit kein Familienglück blühen und gedeihen kann.

Häuslichkeit ist Liebe zu unsern häuslichen Geschäften, in Uebereinstimmung der mannichfachen Angelegenheiten der Haushaltung.

Sie besteht in der beständigen Führung des Hauswesens, Alles umfaßt sie, was die gute Hausordnung betrifft. Sie ist die ruhige, stille und anspruchslose Thätigkeit im Familienkreise, die nicht zu glänzen sucht, sondern nützen will. Mit reinem Eifer sind wir von ihr angetrieben, Alles gerne und mit Lust zu thun, was unser Stand von uns fordert. Die Häuslichkeit ist Liebe und Anhänglichkeit an die Unsrigen. Wir befinden uns gerne in ihrem Kreise, ihre Gesellschaft macht uns Freude und es ist uns wahres Bedürfniß, in ihrer Nähe oder in ihrer Mitte zu seyn.

Wir nehmen an Allem Antheil, was den Unsrigen begegnet; wir helfen mittragen, was ihnen Widriges widerfährt, überhaupt unserer Aufmerksamkeit entgeht nichts, was die Unsrigen betrifft. Bei wem das Gegentheil stattfindet, wer jeden scheinbaren Vorwand benutzt, dem Umgang und der Sorge der Seinigen auszuweichen, wer in ihrer Gesellschaft sogleich lange Weile fühlt und ihr allerlei Zerstreuungen und schale Vergnügungen vorzieht; wer es nicht der Mühe werth achtet, ihre Angelegenheiten zu den seinigen zu machen, dessen Lebensweise steht mit seinen häuslichen Verhältnissen im Widerspruche; ihm mangelt jene schöne Tugend, ohne welche das Glück einer Familie nicht erreicht werden kann.

Die Häuslichkeit ist Liebe zur Zurückgezogenheit, Bescheidenheit und Stille; sie ist der Gegensatz zur Zerstreuung und Vergnügungsfucht, Verschwendung und Vornehmthuererei. Ein Mensch, der von der Sucht der Zerstreuung und sinnlicher Vergnügen beherrscht wird, gefällt sich nirgends weniger, als in seinem Hause, es ist ihm überall zu enge; er sucht also außer dem Hause, entfernt von den Seinigen, Vergnügungen und Erholungen, ohne zu bedenken, daß dadurch seine Berufsgeschäfte gefährdet und sein Aufwand verstärkt werde und sein Wohlstand sinken muß. Soll häusliches Glück gedeihen, soll Familienwohl blühen, so muß nothwendig dazu der Grund im Hause gelegt werden.

Je einfacher, je natürlicher unsere Lebensart ist, je weniger wir unser Glück und unsere Zufriedenheit an bloß entbehrliche und zufällige Dinge, an gekünstelte und eingebildete Bedürfnisse knüpfen, desto genußreicher und angenehmer wird uns das Leben erscheinen. (Schluß folgt.)

Au einen guten Freund.

Du sprichst bei Allen schlecht von mir,
Und ich bei Allen gut von Dir;
Doch glaubt man weder Dir noch mir.

Dem Erfinder der Schlafhaube.



Während sich unsere Zeit alle Mühe gibt, die Gefühle ihrer Erkenntlichkeit gegen die Vergangenheit durch die Aufstellung zahlloser Monumente sichtbar ins Leben treten zu lassen, kann man gewiß nicht des Dankes Sichereres thun, als mit geziemendem Respect auf diejenigen aufmerksam machen, welche eines Monumentes werth geachtet werden möchten. Solcher Wohlthäter der Menschheit gibt es leider noch viele, die ohne Denkstein, Denksäule oder Monument sind. Wer hat bis jetzt daran gedacht, dem Erfinder der Dampfnudeln ein Monument zu errichten, und doch hätte schon die moderne Gewalt und die Hochschätzung des Dampfes in jeder Beziehung darauf leiten sollen, diesem Erfinder eine Denksäule zu setzen. Noch mehr muß man sich aber darüber wundern, daß man den Erfinder der Schlafhauben so lange denkmalslos lassen kann. Die vor uns liegende Zeichnung dürfte ganz dazu geeignet seyn, den Wunsch nach einem solchen Denkmal in's Leben zu rufen und zu dessen Verwirklichung beizutragen. So sehr der Schlaf zu den ersten Bedürfnissen des Menschen gehört, namentlich in des Friedens windstillen Tagen, eben so sehr haben die Schlafhauben Anspruch auf allseitige Anerkennung ihrer großen Verdienste um die wahrhaftige Beförderung des Schlafes an allen Orten, im Bett so gut als auf einem Richterstuhl, auf dem Sopha nicht weniger, als auf einem Rathstisch, in einer blühenden Laube so bald, als in einer Ständekammer. Und ihren Erfinder sollte man länger ohne Denkmal lassen können? Nimmermehr, denn solche Undankbarkeit wird sich die Gegenwart von der Zukunft nicht vorwerfen lassen wollen.

Die Wunderwerke der Welt.

Unter diesem Titel versteht man jene sieben unsterblichen Denkmäler der Kunst des Alterthums, die theils wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, theils ihrer ungeheuren Größe und Dauer wegen mit Recht diesen Namen verdienen. — Und da der Mensch unter den Ruinen der Vergangenheit am liebsten weilt, sich sein Gemüth hingezogen fühlt zu den Ueberresten einer grauen Vorzeit: so dürfte es manchem unserer verehrlichen Abonnenten willkommen seyn, wenn wir in den nächsten Nummern des Unterhaltungsblattes diese sieben Werke des Alterthums durch kurze Beschreibung etwas näher beleuchten.

1. Das Grabmal des Königs Mausolus.

Die Zeit der Erbauung fällt in einen spätern Zeitraum, als die übrigen Denkmäler der Kunst, denn es wurde 351 vor Christi in Karien, einer Provinz Kleinasiens, errichtet. — Mausolus, König von Karien und Unterkönig des Beherrschers von Persien, wurde von seiner Schwester und Gemahlin Artemisia so geliebt, daß sie, nachdem sein Tod 353 vor Christi erfolgte, seine Asche in den Wein mischte, den sie trank, und die ersten Dichter, Redner, Bildhauer und Maler Griechenlands durch große Belohnungen anfeuerte, seine nicht stets lobenswerthen Thaten zu verherrlichen. Am meisten suchte sie sein Andenken durch ein Grabmal der Nachwelt zu erhalten, welches sie in Halikarnass erbauen ließ und Alles an Schönheit übertreffen sollte. Es war ein Viereck, umgeben von einem dorischen Säulengange, welches von allen Seiten Verzierungen von den ersten Meistern Griechenlands, von Briaris, Skopas, Leochares und Timotheus trug. Alles verschwand aber gegen eine Pyramide, womit die schöpferische Hand des Phidias das Werk krönte. — Das Grabmal stand auf einem großen Platze am Meereshafen, nahe bei dem Tempel der Venus und des Merkur, neben dem königlichen Schlosse. — Artemisia starb noch vor Vollendung dieses Wunderwerkes; die Künstler, vorzüglich Phidias, befürchteten, dieses unsterbliche Werk ihres Fleißes und ihrer Kunst einzubüßen, wenn es unvollendet den spätern Geschlechtern übergeben würde, und vollendeten es daher ohne Bezahlung. — Noch jetzt findet man Steinmassen von dem Säulengange.

Seltene Demüthigung.

Der König Jakob der Erste von England hatte ein sehr heftiges Temperament, und war wohl einer der jähzornigsten Monarchen. Sobald er indessen zu sich selbst kam, hielt er es nicht unter seiner Würde, Unrecht zu bekennen und das Geschehene so viel als möglich wieder gut zu machen. Einst hatte er einige wichtige Papiere, in Betreff eines Traktats mit Spanien, verlegt. In der Meinung, daß einer seiner ältesten Schreiber, Namens Gib, dem er sie anvertraut zu haben glaubte, sie verloren oder auf die Seite geschafft habe, fuhr er ihn heftig an, und forderte sie mit Ungestüm von ihm zurück. Gib, sein vertrautester Diener, der ihm in einer langen Reihe von Jahren vielfältige Beweise von Treue und Pünktlichkeit gegeben hatte, warf sich auf die Knie und betheuerte, die Papiere nie gesehen, nie in Händen gehabt zu haben. Durch den Widerspruch des Greises gereizt, vergaß sich der König und stieß ihn mit einem Fußtritt um. Jetzt erhob sich Gib, stellte sich in einige Entfernung vom König, nahm eine feste Stellung an und sprach: „Sire, ich habe Ihnen von meiner Jugend an gedient und treu gedient: solchen Lohn habe ich weder erwartet, noch verschuldet.“ Zugleich neigte er sich ernst und tief, und erklärte dem Könige: er würde ihm nicht ferner dienen, um sich einer solchen Demüthigung und Beschimpfung nicht zum zweiten Male aus-

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 1. Januar 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro.} 1.

Beim Antritt des Jahres 1847.

Ein Jahr, ein Blatt vom Lebensbaume,
Entfloh uns in dem Strom der Zeit
Wie ein Gebild vom Wellenschaume
Zerfloß was uns an ihm erfreut.
Nur was uns schmerzte ist geblieben,
— Verschweigen wir's uns lügend nicht! —
In tausend Augen steht's geschrieben,
Aus denen Noth und Elend spricht.

Wohl brachte sonst zum Neuen Jahre
Der Bot' vom Walde Lust und Scherz;
Doch an des alten Jahres Bahre
Wird dießmal mehr als bang dem Herz:
Denn wo er wandelt durch die Städte,
Wohin er ziehet in dem Land,
Da klagt und zagt man um die Bette
Im hohen wie im niedern Stand.

Die Zeit — ein Kahn auf todt'm Meere,
Mit blinder Selbstsucht ihm vertraut —
Ahnt nicht in ihrer Herzensleere,
Was in des Meeres Schooß sich braut:
Denn, mehr als Noth, ist Seelen-Elend
Der Quell, woraus die Klage quillt,
Dieß ist der gift'ge Alp, der quälend
Mit der Verzweiflung Angst uns füllt.

Was hilft die Hemmung der Gedanken?
Frei glüht ja doch des Geistes Blitz,
Und frei trotz Fruchtverfüngschränken
Herrscht fort der Schmerz auf blau'gem Eis.
Wie heißt die Lösung unsrer Tage?
Nur: „Soll und Haben,“ „Dampf und Geld!“
Doch Niemand hört des Armen Klage,
Der matt vor Frost und Hunger fällt.

Bald mordet dich ein Freund mit Lügen,
Bald macht ein Schurk des Biedern Glück,
Hier sucht ein Richter zu betrügen,
Dort wirkt das Geld ein Bubenstück.
Wer sich am frechsten wagt zu brüsten,
Den nennet weiße unsre Zeit;
Wer wuchernd füllt mit Gold die Kisten,
Dem kauft die Hand man weit und breit.

Das Herz, zu dem dein Herz dich ziehet,
Nach dem dein Sehnen heiß verlangt,
O glaub', daß es für dich nicht blühet,
Der nicht voll Gold und Titel hangt;
Die Jungfrau in dem Glanz der Jugend,
An Schönheit reich und frommem Sinn,
Sie wirft dem Schuft, sammt ihrer Tugend,
Um's Geld ihr Vater lächelnd hin.

Das Kräutchen „Dukdich“ ist das Mittel,
Das'iezt, wie Geld, bringt Ehren groß;
Sei brav, sei gut, sei ohne Titel,
So bleibt Verachtung stets dein Loos.
Und wer noch strebt mit Hand und Füßen
Zu widersteh'n der gift'gen Fluth,
Wird doch oft von ihr fortgerissen,
Verzehrt von eign'r innrer Gluth! —

— Vergib mir, Leser, daß ich heute
Dir gab des Seelen-Elends Bild;
Bin Einer jener schlichten Leute,
Die sagen, was ihr Herz erfüllt.
Doch von den matten Hoffnungsleeren,
Von den Verzagten bin ich nicht,
Drum mögt ihr meinen Wunsch jetzt hören,
Der, statt von Noth, von Hoffnung spricht.

Laßt Liebe, statt der Selbstsucht, walten!
Stürzt Haß und Hochmuth von dem Thron!
Dann wird in freundlichen Gestalten
Euch wieder nah'n, was jetzt entfloh'n:
Die Hoffnung mit dem Sternensblicke,
Die Duldung, die Verträglichkeit,
Das Mitleid mit dem Mißgeschicke,
Die Lust und die Zufriedenheit.

Der Bissen Brod wird besser munden,
Wenn ihr ihn mit der Noth geheilt;
Vom innern Schmerz könnt ihr gesunden
Am besten, wenn ihr fremden heilt.
O glaubt mir! Eure Klagen stiller
Kein Brod, das diese Erd' erzeugt,
Und keine Sehnsucht wird erfüllt,
Als die, die bis zum Himmel steigt!

Wie ich es mein', habt ihr vernommen,
Nehmt es als Gruß zum Neuen Jahr,
Laßt mich euch freundlich seyn willkommen,
Wie ich es euch im alten war;
Ja! bleibt dem Boten wohl befreundet,
Er meint es redlich, meint es gut,
Und selbst wenn mancher ihn anseindet,
Berläßt ihn nicht der frohe Muth.

Drum zieht im Neuen Jahr er wieder
Mit seiner Tasche froh hinaus,
Bald sinnt er ernst, bald singt er Lieder,
Und guckt am Weg in jedes Haus,
Damit dem Reichen er kann klagen
Der armen Brüder herbe Noth,
Damit dem Armen er kann sagen:
„Getrost! noch lebt der alte Gott!“ —

Die Vergeltung.

Der Pfarrer Ewald war ein gar frommer Mann, so nannte ihn Gemeinde und Umgebung, der das Wort des Herrn rein und lauter lehrte; er war aber auch zugleich ein armer Mann, den die Pfarre nur nothdürftig ernährte, der immerdar in Mangel rang und schon Jahre lang darbt, ohne einen Nothpfennig erschwingen zu können. Da lächelte ihm endlich das Glück, er wurde plötzlich reich; die Herrschaft, auf deren schlechtestem Dorfe er so lange das Brod der Armuth genossen, wurde sein Eigenthum, mit allen ihren Herrlichkeiten, mit ihren Schlössern, ihren Aeckern, ihren Gärten und lachenden Auen. Aber fast gleichzeitig umschattete finstere Nacht seinen Geist, er verfiel einem furchtbaren Wahnsinne; der Mann, dessen Wandel so rein, so lauter war, den jeder Mensch mit scheuer Ehrfurcht betrachtete, dem Jeder nachzustreben suchte, glaubte sich verdammt, glaubte sich in den Gluthen der Hölle. Jetzt erst zeigte sich, wie er geliebt wurde von seiner armen Gemeinde, Alle zollten ihm das innigste Mitleid, und selbst die Frömmsten konnten hier die Wege der Borsehung nicht begreifen, und ihre Herzen beängstigte der trübe Zweifel an der ewigen Gerechtigkeit. Wir armen Geblendeten, daß wir es wagen, in unserer Geistesnacht die Wege des Herrn beurtheilen zu wollen, da wir nicht einmal die verschlossene Brust des Nächsten, nicht einmal unser eigenes Herz ergründen können. Eine Larve ist des Menschen Antlitz, sie gibt kein Spiegelbild von dem, was in seinem Innern lebt; darum war auch dieses furchtbare Ereigniß nur das Einschreiten eines gerechten Gottesurtheils. Nicht der ewig Barmherzige hatte den Sünder so hart gestraft, das eigene Gewissen hatte ihn so gerichtet. Laßt mich versuchen, die Verirrungen eines menschlichen Herzens zu entschleiern.

Es war Sonntag; die Glocken läuteten zur Frühkirche; aus Thür und Fenstern schauten die Kinder geschmückt in ihren Feiertagskleidern hervor; die Erwachsenen wandelten ernst und bedächtig, die Gesangbücher in den Händen, zur Kirche; Alles war so festlich, nur der kleine Anton war von diesem Sabbath ausgeschlossen, für ihn war kein Sonntag da. Wie in den Wochentagen mußte er die Heerde hinaustreiben; er hatte keinen Vater, der für ihn sorgte, keine liebende Mutter, die ihn wahrte und pflegte; die Lumpen, welche ihn bedeckten, waren in Frost und Hitze, im Sturm und Regen immer dieselben und wurden mit jedem Monate, mit jeder Woche unscheinbarer. Das karge Brod der Barmherzigkeit, welches ihm die Gemeinde des Dorfes reichete, mußte er mit Arbeiten, weit über die Kraft seiner Jahre, bezahlen, mußte er genießen unter Mißhandlungen und Erniedrigungen. Das machte des Knaben Herz hart und erstarrte den kindlichen Sinn; er wußte es, daß es nur der Fluch der Armuth war, welcher ihn drückte; einst, wie sein Vater noch im Wohlstande lebte, war es anders gewesen; darum setzte sich schon in des Knaben Brust das Verlangen, Geld zu erringen unvertilgbar fest, denn Alle, die ihn verachteten, thaten es ja nur, weil er arm war. Als er jetzt durch das Dorf zog, höhnten und zischten die gepuzten Kinder hinter ihm her und die Eltern lächelten über solches Beginnen; in seiner Hand brannte der Stab, der Ingrimm nagte an seinem Herzen, aber er hob die gesenkten Blicke nicht von dem Boden zu seinen Beleidigern empor; was ihm jetzt geschah, war ja täglich sein Loos. An dem Ende des Dorfes begegnete ihm der Pfarrer im Ornate, alle Bauern und Kirchengänger grüßten denselben, auch Anton zog die Müze, der Pfarrer dankte Allen freundlich, nur auf den Bettlerknaben fiel kein Blick; doch war dieser Mann, der jetzt so stolz, so geehrt einherschritt, der Sohn armer Aeltern,

4
doch war dieser einst wie er verachtet gewesen; seltsame Entwürfe entstanden bei diesen Betrachtungen in des Knaben Brust.

So grübelte und grollte er auf der einsamen Hutung, während die Heerde um ihn weidete, als in dem nahen Gebüsch Flütenschüsse erschallten; die Heerde fuhr erschreckt auseinander und floh nach allen Seiten hin. Der Knabe eilte den Fliehenden mit seinem Hunde, seinem einzigen Freunde, nach; er wußte ja, welch' harte Strafe seiner harte, wenn die Eigenthümer der Heerde diese Verwirrung erblickten würden. Aber umsonst war sein Mühen; immer näher knallte und blitzte das Geschöß und immer größere Verwirrung ergriff die furchtsamen Wollthäre. Da, wie kein Ruf, keine Anstrengung mehr fruchtete, ballte Anton zornig die Fäuste, schlug gegen die Bäume, die ihn umstanden und warf sich zu Boden, um störrisch das Geschick über sich ergehen zu lassen. Aus dem Dickicht trat ein Knabe seines Alters, mit einer feinen grünen Jacke, auf ihn zu und fragte: „was schiltst du, Knabe, was wüthest du hier um dich her, wer hat dir etwas gethan?“ — Die Jäger haben meine Heerde verschucht, entgegnete Anton, die Bauern schlagen mich, wenn sie solches gewahren. — „Sei ruhig,“ sprach der fremde Knabe gutmüthig, „dem sollt bald abgeholfen werden!“ er nahm ein silbernes Horn, das an seiner Seite hing, blies in dasselbe und alsogleich erschienen reich gekleidete Diener und Jäger. „Schießt nicht mehr,“ gebot der Kleine, „und treibt dem armen Burschen die Heerde wieder zusammen.“ In wenigen Augenblicken war der Befehl von der Menge vollzogen. Lächelnd fragte der Fremde den Hirten: „Bist du nun zufrieden?“ — Der Arme warf einen heißen Blick auf den Fragenden und entgegnete mit einer nicht mehr kindlichen Bitterkeit: Zufrieden? blick' mich doch nur an, wie darf ich Elender zufrieden seyn; werd' ich doch oft schuldlos geschlagen, wenn ich nichts verbrochen habe, kann es nicht heut, zu dieser Stunde geschehen?“ — „Du Armer,“ rief der Fremde mitleidig, indem er ihm einen Thaler zuwarf, „mach dir wenigstens hiermit einige frohe Stunden.“ Der Beschenkte starrte einige Augenblicke das große Silberstück mit glühenden Augen an, dann, ohne dem Geber zu danken, wickelte er es hastig in einen Lappen und schob es in den Busen. Den Wohlthäter schien diese Geldgier zu befremden, er forschte: „was willst du mit dem Gelde machen?“ — „Ich will es aufbewahren,“ antwortete der Hirte heimlich. — „Willst du dir dafür eine neue Jacke kaufen?“ fragte der kleine Jäger. — Der arme Knabe schüttelte den Kopf und flüsterte: ich will sparen, ich will hungern, um mehr Geld zu bekommen. — Verächtlich wandte sich der Fremde von dem Hirtenbuben ab und rief: „Bursche, du verdienst dein Geschick, warum liebst du das Geld so sehr?“ — Warum? wiederholte der Verwaiste, weil das Geld Alles ist; daß man mich verachtet, daß man mich mißhandelt, geschieht ja nur, weil ich so gar arm bin. Sieh, er streckte den sehnigten Arm von sich aus, ich bin stärker und kräftiger als du, aber wenn du mich mit Füßen trittst, muß ich es dulden und darf mich nicht wehren, weil du reich bist und ich arm; daß die langen härtigen Kerle dir, dem Knaben gehorchten, und meine Heerde wieder zusammentrieben, geschah ja nur des Geldes wegen. Der Fremde schien von dieser Ansicht und diesen Worten betroffen und fragte wieder mit kindlicher Theilnahme: „was willst du dann beginnen, du Armer, immer kannst du doch die Schafe nicht hüten; was möchtest du wohl erlernen?“ — Pfarrer möcht' ich werden, entgegnete Anton mit Hast, sich, der Pfarrer dieses Ortes war auch nur der Sohn armer Eltern, und jetzt neigen sich Alt und Jung vor ihm, und wenn er in der Kirche vor den Altar oder auf die Kanzel tritt, muß Alles schweigen und seinen Worten horchen. Ich habe, fuhr er mit steigendem Vertrauen geschwätzig fort, auch

schon eine Menge Bücher aufgesammelt aus dem Kehrigt, der vor den Häusern lag; wenn ich sie nur erst lesen könnte. — Aus dem Auskehrigt vor den Häusern, staunte der kleine Jäger, „das muß eine sonderbare Bibliothek seyn. — Komm, ich will sie dir zeigen, rief Anton, Spitz bewacht indeß die Herde! Er führte seinen kleinen Wohlthäter in das Gebüsch, wälzte einen Stein von dem andern und zeigte ihm mehrere einzelne Blätter aus alten Büchern, die unstreitig als Düten und Gepäcke gedient hatten; indem er dem Kleinen seinen Schatz vorhielt, rief er forschend: kannst du lesen? es mögen wohl schöne, herrliche Bücher seyn!

Es war vielleicht nur eine kindliche Aufwallung, welche den reichen Knaben bei der unglücklichen Lage dieses Verwaisten ergriff; gerührt reichte er ihm die Blätter zurück und rief: du sollst sie bald lesen können, und ich gebe dir mein gräßliches Wort, du sollst ein Pfarrer werden.

Es bedurfte keines Opfers von dem Taschengeld des reichen Erben der Grafschaft; es bedurfte nur einiger Worte bei seiner Mutter, die ihrem Liebling keinen Wunsch versagen konnte und der Verwaiste wurde in Kost und Pflege bei dem Schulmeister gegeben. Anton lernte fleißig und mit nie ermüdender Ausdauer; als er nach wenigen Tagen die Buchstaben kannte und einen Begriff von Zusammenlesen hatte, eilte er zu seinen Bücherfragmenten in das Gebüsch, um seine vermeinten Schätze zu prüfen. Von dem Buche, das ihn der Zufall zuerst ergreifen ließ, waren nur Titelblatt und Register noch übrig. Die krausen großen Buchstaben des veralteten Titels waren ihm noch unverständlich. Aber bei dem Register gelang es ihm, eine Stelle zu enträthseln; das erste, was er las, war: armuet allenthalben verachtet. *) Er schaute nach dem Titelbogen, die Zahlen waren ihm bereits bekannt, er fand das Jahr 1563. Eine furchtbare Wirkung machten diese drei Worte auf ihn. Also damals, vor beinahe drei Jahrhunderten wie jetzt, und jetzt wie einst nach Jahrhunderten, „armuet allenthalben verachtet,“ dieser Spruch stand ewig vor seinen Augen, wich nicht aus seinem Gedächtniß; diese drei Worte verstimmten sein Herz; er darbt, sparte, litt Mangel und Noth, war hart und fühllos gegen sich und Andere, um nur reich zu werden. (Fortsetzung folgt.)

*) Das Buch ist: Moscouiter wunderbare Historien, von Sigismunden Freidörren zu Herderstein. Bas. I, Anno 1563.

Einige Worte über die Häuslichkeit als Bedingung des wahren Familienglücks.

„Ein geordnetes häusliches Leben ist das best. Gegengift wider das Sittenverderbniß.“
(Rosseau, Emil.)

Wichtig und einflussreich sind gute Familien, nicht nur in Beziehung auf einzelne Menschen, sondern auch für das Beste des Staates.

Zur Gründung guter und glücklicher Familien ist die Häuslichkeit die unumgängliche Bedingung; ja sie ist eine Tugend, ohne welche kein Familienglück denkbar ist.

So klar nun dieses erwiesen ist, so sehr jeder die Nothwendigkeit dieser Tugend fühlt, so wird man doch eingestehen müssen, daß diese wichtige Tugend so wenig erkannt und vielleicht zu keiner Zeit mehr vernachlässigt wurde, als zu unserer Zeit.

Beobachtet man das Thun und Treiben der meisten Menschen, so wird man gewahr, wie sie sich bemühen, wie sie darauf hinarbeiten, die edle Sitteneinfalt, wodurch sich einst unsere Voreltern so rühmlich auszeichneten, zu verdrängen.

Es gibt bereits keinen Beruf, keine Volksklasse, die nicht die Gränze ihres Standes überschreitet. Ein maßloses, lei-

denchaftliches Drängen nach dem Glänzenden, Gemächlichen, nach Sinnengenuss und Vergänglichem bewegt alle Klassen. Luxus und Weichlichkeit hat sich in allen Ständen eingeschlichen. Der Diener will es dem Herrn, die Magd der Frau, der Landmann dem reichen Gutsbesitzer, der gewöhnliche Bürger dem vornehmen Herrn u. s. w. nachthun; man wird fast keinen Unterschied zwischen Hohen und Niedern gewahr; denn nicht nach dem Verdienste und dem Einkommen richtet sich da, wo Luxus und Vergnügungssucht herrscht, der Aufwand, sondern nach einer unbegrenzten Lüsterheit.

Wie viele innere Unruhe und Kämpfe, wie viele Noth und Bedrängniß die Menschen in unseren Tagen um des Luxus und der Weichlichkeit willen zu bestehen haben, wie sehr häuslicher Wohlstand, Zufriedenheit, Religiosität und Sittlichkeit darunter leiden, wird jedem nur etwas aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, und es ist unfeugbare Wahrheit, daß ohne die bescheidene Tugend der Häuslichkeit kein Familienglück blühen und gedeihen kann.

Häuslichkeit ist Liebe zu unsern häuslichen Geschäften, in Uebereinstimmung der mannichfachen Angelegenheiten der Haushaltung.

Sie besteht in der beständigen Führung des Hauswesens, Alles umfaßt sie, was die gute Hausordnung betrifft. Sie ist die ruhige, stille und anspruchslose Thätigkeit im Familienkreise, die nicht zu glänzen sucht, sondern nützen will. Mit reinem Eifer sind wir von ihr angetrieben, Alles gerne und mit Lust zu thun, was unser Stand von uns fordert. Die Häuslichkeit ist Liebe und Anhänglichkeit an die Unserigen. Wir befinden uns gerne in ihrem Kreise, ihre Gesellschaft macht uns Freude und es ist uns wahres Bedürfniß, in ihrer Nähe oder in ihrer Mitte zu seyn.

Wir nehmen an Allem Antheil, was den Unserigen begegnet; wir helfen mittragen, was ihnen Widriges widerfährt, überhaupt unserer Aufmerksamkeit entgeht nichts, was die Unserigen betrifft. Bei wem das Gegentheil stattfindet, wer jeden scheinbaren Vorwand benutzt, dem Umgang und der Sorge der Seinigen auszuweichen, wer in ihrer Gesellschaft sogleich lange Weile fühlt und ihr allerlei Zerstreuungen und schale Vergnügungen vorzieht; wer es nicht der Mühe werth achtet, ihre Angelegenheiten zu den Seinigen zu machen, dessen Lebensweise steht mit seinen häuslichen Verhältnissen im Widerspruche; ihm mangelt jene schöne Tugend, ohne welche das Glück einer Familie nicht erreicht werden kann.

Die Häuslichkeit ist Liebe zur Zurückgezogenheit, Bescheidenheit und Stille; sie ist der Gegensatz zur Zerstreuung und Vergnügungssucht, Verschwendung und Vornehmthuererei. Ein Mensch, der von der Sucht der Zerstreuung und sinnlicher Vergnügen beherrscht wird, gefällt sich nirgends weniger, als in seinem Hause, es ist ihm überall zu enge; er sucht also außer dem Hause, entfernt von den Seinigen, Vergnügungen und Erholungen, ohne zu bedenken, daß dadurch seine Berufsgeschäfte gefährdet und sein Aufwand verstärkt werde und sein Wohlstand sinken muß. Soll häusliches Glück gedeihen, soll Familienwohl blühen, so muß nothwendig dazu der Grund im Hause gelegt werden.

Je einfacher, je natürlicher unsere Lebensart ist, je weniger wir unser Glück und unsere Zufriedenheit an bloß entbehrliche und zufällige Dinge, an gekünstelte und eingebildete Bedürfnisse knüpfen, desto genußreicher und angenehmer wird uns das Leben erscheinen. (Schluß folgt.)

An einen guten Freund.

Du sprichst bei Allen schlecht von mir,
Und ich bei Allen gut von Dir:
Doch glaubt man weder Dir noch mir.

Dem Erfinder der Schlafhaube.



Während sich unsere Zeit alle Mühe gibt, die Gefühle ihrer Erkenntlichkeit gegen die Vergangenheit durch die Aufstellung zahlloser Monumente sichtbar ins Leben treten zu lassen, kann man gewiß nicht des Dankes Sichereres thun, als mit geziemendem Respekt auf diejenigen aufmerksam machen, welche eines Monumentes werth geachtet werden möchten. Solcher Wohlthäter der Menschheit gibt es leider noch viele, die ohne Denkstein, Denktafel oder Monument sind. Wer hat bis jetzt daran gedacht, dem Erfinder der Dampfhauben ein Monument zu errichten, und doch hätte schon die moderne Gewalt und die Hochschätzung des Dampfes in jeder Beziehung darauf leiten sollen, diesem Erfinder eine Denksäule zu setzen. Noch mehr muß man sich aber darüber wundern, daß man den Erfinder der Schlafhauben so lange denkmallos lassen kann. Die vor uns liegende Zeichnung dürfte ganz dazu geeignet seyn, den Wunsch nach einem solchen Denkmal in's Leben zu rufen und zu dessen Verwirklichung beizutragen. So sehr der Schlaf zu den ersten Bedürfnissen des Menschen gehört, namentlich in des Friedens windstillen Tagen, eben so sehr haben die Schlafhauben Anspruch auf allseitige Anerkennung ihrer großen Verdienste um die wahrhafte Beförderung des Schlafes an allen Orten, im Bett so gut als auf einem Richterstuhl, auf dem Sopha nicht weniger, als auf einem Rathstisch, in einer blühenden Laube so bald, als in einer Ständekammer. Und ihren Erfinder sollte man länger ohne Denkmal lassen können? Rimmermehr, denn solche Undankbarkeit wird sich die Gegenwart von der Zukunft nicht vorwerfen lassen wollen.

Die Wunderwerke der Welt.

Unter diesem Titel versteht man jene sieben unsterblichen Denkmäler der Kunst des Alterthums, die theils wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, theils ihrer ungeheuren Größe und Dauer wegen mit Recht diesen Namen verdienen. — Und da der Mensch unter den Ruinen der Vergangenheit am liebsten weilt, sich sein Gemüth hingezogen fühlt zu den Ueberresten einer grauen Vorzeit: so dürfte es manchem unserer verehrlichen Abonnenten willkommen seyn, wenn wir in den nächsten Nummern des Unterhaltungsblattes diese sieben Werke des Alterthums durch kurze Beschreibung etwas näher beleuchten.

1. Das Grabmal des Königs Mausolus.

Die Zeit der Erbauung fällt in einen spätern Zeitraum, als die übrigen Denkmäler der Kunst, denn es wurde 351 vor Christi in Karien, einer Provinz Kleinasiens, errichtet. — Mausolus, König von Karien und Unterkönig des Beherrschers von Persien, wurde von seiner Schwester und Gemahlin Artemista so geliebt, daß sie, nachdem sein Tod 353 vor Christi erfolgte, seine Asche in den Wein mischte, den sie trank, und die ersten Dichter, Redner, Bildhauer und Maler Griechenlands durch große Belohnungen anfeuerte, seine nicht stets lobenswerthen Thaten zu verherrlichen. Am meisten suchte sie sein Andenken durch ein Grabmal der Nachwelt zu erhalten, welches sie in Halikarnas erbauen ließ und Alles an Schönheit übertreffen sollte. Es war ein Viereck, umgeben von einem dorischen Säulengange, welches von allen Seiten Verzierungen von den ersten Meistern Griechenlands, von Briaris, Skopas, Leochares und Thimotheus trug. Alles verschwand aber gegen eine Pyramide, womit die schöpferische Hand des Phidias das Werk krönte. — Das Grabmal stand auf einem großen Platze am Meereshafen, nahe bei dem Tempel der Venus und des Merkur, neben dem königlichen Schlosse. — Artemista starb noch vor Vollendung dieses Wunderwerkes; die Künstler, vorzüglich Phidias, befürchteten, dieses unsterbliche Werk ihres Fleißes und ihrer Kunst einzubüßen, wenn es unvollendet den spätern Geschlechtern übergeben würde, und vollendeten es daher ohne Bezahlung. — Noch jetzt findet man Steinmassen von dem Säulengange.

Seltene Demüthigung.

Der König Jakob der Erste von England hatte ein sehr heftiges Temperament, und war wohl einer der jähzornigsten Monarchen. Sobald er indessen zu sich selbst kam, hielt er es nicht unter seiner Würde, Unrecht zu bekennen und das Geschehene so viel als möglich wieder gut zu machen. Einmal hatte er einige wichtige Papiere, in Betreff eines Traktats mit Spanien, verlegt. In der Meinung, daß einer seiner ältesten Schreiber, Namens Gib, dem er sie anvertraut zu haben glaubte, sie verloren oder auf die Seite geschafft habe, fuhr er ihn heftig an, und forderte sie mit Ungestüm von ihm zurück. Gib, sein vertrautester Diener, der ihm in einer langen Reihe von Jahren vielfältige Beweise von Treue und Pünktlichkeit gegeben hatte, warf sich auf die Knie und betheuerte, die Papiere nie gesehen, nie in Händen gehabt zu haben. Durch den Widerspruch des Greises gereizt, vergaß sich der König und stieß ihn mit einem Fußtritt um. Jetzt erhob sich Gib, stellte sich in einige Entfernung vom König, nahm eine feste Stellung an und sprach: „Sire, ich habe Ihnen von meiner Jugend an gedient und treu gedient; solchen Lohn habe ich weder erwartet, noch verschuldet.“ Zugleich neigte er sich ernst und tief, und erklärte dem König: er würde ihm nicht ferner dienen, um sich einer solchen Demüthigung und Beschimpfung nicht zum zweiten Male aus-